

# Gott in der Literatur des 20. Jahrhunderts

„Vielleicht hält Gott sich einige Dichter (ich sage mit Bedacht: Dichter!), damit das Reden von ihm jene heilige Unberechenbarkeit bewahrt, die den Priestern und Theologen abhanden gekommen ist“, schreibt der Schweizer Dichter-Pfarrer Kurt Marti. Und tatsächlich: Beim Gang durch die Literatur fällt auf, dass die Schriftsteller sich im 20. Jahrhundert Fragen gestellt haben, mit denen sich auch die Theologen beschäftigten. Und ihre Antworten in ihre eigene Sprache kleideten.

Immer wieder kreist das literarische Suchen um den Urgrund des Seins, um die Frage nach einem Sinn. Mathias Schreiber sieht in der thematischen Nähe zwischen Theologie und Literatur die Ursache für eine nach außen getragene scheinbare Gegensätzlichkeit: „Beide werben für das scheinbar Unglaubliche. Ihre große Verwandtschaft macht verständlich und unverständlich, wieso sie einander bisher so fremd gelieben sind, wieso sie einander so wenig beachten. Weil sie sich so ähnlich sind, mögen sie eifersüchtig aufeinander sein (...). Übrigens erklärt die weitgehende strukturelle Parallelität auch die oft genug verwirklichte Möglichkeit, dass Poesie zum Religionsersatz, Religion zum Poesieersatz werden kann.“

Spätestens seit Paul Tillich müsste der offene Dialog zwischen Theologie und Literatur zu jedem korrelativen Verständnis von Theologie gehören. Es geht darum, die Verkündigung und die zweitausendjährige Tradition des Glaubens in einen hermeneutischen Kontext zu stellen mit der Welt der Gegenwart, die sich besonders sprachgewaltig und feinfühlig, oft auch visionär in der

Literatur ausdrückt. Für ein unvoreingenommenes Verhältnis zwischen Theologie und Literatur tritt auch das Zweite Vatikanische Konzil in der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* ein. Die Konzilsväter schreiben: „Auf ihre Weise sind auch Literatur und Kunst für das Leben der Kirche von großer Bedeutung, denn sie bemühen sich um das Verständnis des eigentümlichen Wesens des Menschen, seiner Probleme und Erfahrungen bei dem Versuch, sich selbst und die Welt zu erkennen und zu vollenden; sie gehen darauf aus, die Situation des Menschen in Geschichte und Universum zu erhellen, sein Elend und seine Freude, seine Not und seine Kraft zu schildern und ein besseres Los der Menschen vorausahnen zu lassen...“ (*Gaudium et spes* 62).

Obwohl es viele Gemeinsamkeiten zwischen Theologie und Literatur gibt, muss man bei der Beschäftigung mit der Literaturgeschichte dieses Jahrhunderts zur Kenntnis nehmen, dass sich viele große Schriftsteller bewusst von der Religion abgrenzen und sich freimütig zu ihrem Unglauben bekannt haben. Einige gehen noch einen Schritt weiter. „Die Götter tot, die Kreuz- und Weingötter, mehr als tot; schlechtes Stilprinzip, wenn man religiös wird, erweicht der Ausdruck“, schreibt beispielsweise Gottfried Benn. Übrigens wie viele bedeutende Schriftsteller dieses Jahrhunderts ist auch dieser Schriftsteller in einem fest geprägten kirchlichen Milieu aufgewachsen: Sein Vater und dessen Vorfahren waren protestantische Pfarrer. Trotzdem wendet sich Benn vom christlichen Glauben ab. Er geht soweit, Religiosität als „schlechtes Stilmittel“ zu bezeichnen und damit den religiösen Literaten zu diskreditieren. Berthold Brecht urteilt noch kategorischer. Der Dramatiker behauptet, wer religiös geworden sei, scheidet generell als ernstzunehmender Künstler aus. Für Brecht war es deswegen auch ein Schock, als der ursprünglich jüdische Autor Alfred Döblin zum Katholizismus konvertierte und an seinem 65. Geburtstag verkündete, er wolle künftig seine religiöse Überzeugung öffentlich vertreten. Brecht, dessen Frau Helene Weigel den Geburtstag für Döblin im ameri-

kanischen Exil vorbereitet hatte, schrieb über diesen Vorfall später das Gedicht „Peinlicher Vorfall“. Mit der Hinwendung zur Religion verlor der zuvor noch verehrte Autor Döblin für Brecht und andere Schriftstellern den Rang eines Künstlers.

Vor allem zwei Ursachen lassen sich für die bisweilen feindselige Abgrenzung der Literaten von der Religion finden. Zunächst einmal haben viele Schriftsteller, die in ihrem Werk auf ihren Agnostizismus beharren, die Welt des Glaubens in ihrer Welt als beengend, moralisierend und furchteinflößend erlebt. Die Abkehr vom Glauben war für sie zunächst die Befreiung aus einem zu eng gewordenen Korsett. Jean Paul Sartre schreibt beispielsweise: „Im katholischen Glauben erzogen, erfuhr ich, der Allmächtige habe mich zu seinem Ruhme erschaffen. Das war mehr, als ich zu träumen gewagt hatte. In der Folge aber erkannte ich in dem gesellschaftsfähigen Gott, den man mir beibrachte, nicht denjenigen, der meine Seele erwartete. Ich brauchte einen Weltschöpfer, man gab mir einen Obersten Chef; die beiden bildeten eine Einheit, aber das wusste ich nicht; lustlos diente ich dem pharisäischen Idol, und die offizielle Lehre nahm mir die Lust, meinen eigenen Glauben zu suchen. Ein einziges Mal hatte ich das Gefühl, es gäbe ihn. Ich hatte mit Streichhölzern gespielt und einen kleinen Teppich versengt; ich war im Begriff, meine Untat zu vertuschen, als plötzlich Gott mich sah. Ich fühlte seinen Blick im Inneren meines Kopfes und auf meinen Händen; ich drehte mich im Badezimmer bald hierhin, bald dorthin, grauenhaft sichtbar, eine lebendige Zielscheibe. Mich rettete meine Wut: Ich wurde furchtbar böse wegen dieser dreisten Taktlosigkeit, ich fluchte, ich gebrauchte alle Flüche meines Großvaters. Gott sah mich seitdem nie wieder.“

Neben dieser negativen Kindheitserfahrung mit der Religion nennen andere Schriftsteller einen weiteren Grund für ihren Agnostizismus: Die Erfahrung des Holocaust. Nach Auschwitz ist Gott für viele Literaten nicht mehr denkbar.

„Die Unschuld trägt einen Ring

aus jüdischem Zahngold“, schreibt Arnfried Astel. Die nationalsozialistischen Greuelthaten haben den Gedanken an einen guten Gott getötet. An der Frage der Theodizee ist der Glaube im Konzentrationslager endgültig zerbrochen. Seit 1945 lässt sich die Literatur auch außerhalb des deutschen Sprachraums nicht mehr von dieser historischen Katastrophe trennen, die im Werk einer ganzen Schriftstellergeneration tiefe Furchen hinterlassen hat. Erst mit dem Abstand von zwei Generationen scheint sich die Literatur am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts von ihrer Fassungslosigkeit zu emanzipieren, ohne hoffentlich jemals die trauernde und ermahrende Erinnerung zu verlieren.

Gerade an der Auseinandersetzung mit der Theodizee zeigt sich jedoch, wie befruchtend der unvoreingenommene theologisch-literarische Dialog sein kann. Ohne die Schriftsteller religiös zu vereinnahmen, kann das Werk der jüdischen Autoren Paul Celan oder Elie Wiesel in die christliche Kreuzestheologie einfließen. Sie selbst haben die Frage nach dem Leid mit der Frage nach Gott verknüpft. So beschreibt Wiesel die Hinrichtung eines Kindes im Konzentrationslager: „... Die beiden Erwachsenen lebten nicht mehr. Ihre geschwellenen Zungen hingen bläulich heraus. Aber der dritte Strick hing nicht reglos: der leichte Knabe lebte noch... Mehr als eine halbe Stunde hing er so und kämpfte vor unseren Augen zwischen Leben und Tod seinen Toteskampf. Und wir mussten ihm ins Gesicht sehen. Er lebte noch, als ich an ihm vorüberschritt. Seine Zunge war noch rot, seine Augen noch nicht erloschen. Hinter mir hörte ich denselben Mann fragen: „Wo ist Gott?“ Und ich hörte eine Stimme in mir antworten: „Wo er ist? Dort – dort hängt er, am Galgen...“.

Trotz Auschwitz und trotz negativer Kindheitserfahrungen zeigt sich beim Streifzug durch die Literatur, dass die Rede von Gott bei den großen Schriftstellern des 20. Jahrhunderts nicht verstummt ist. Sie ist kritisch reflektiert, analysiert und einer Ideologiekritik unterzogen worden. Was zunächst so

aussieht, als ob die Welt der Literatur auf Distanz zur Religion gegangen sei, ist in Wirklichkeit eine differenzierte historische und biographische Auseinandersetzung mit den Erfahrungen dieses Jahrhunderts.

Neben Romanen, Erzählungen und Gedichten, in denen Gott explizit benannt wird, zieht sich durch die Literatur darüber hinaus eine religiöse Auseinandersetzung, in der implizit von Gott die Rede ist. Dies ist eine unüberhörbare Anfrage an religiöse Sprache. Während der Begriff „Gott“ in der Theologie oft inflationär gebraucht wird, besitzen viele Schriftsteller ein Gespür dafür, vorsichtig mit diesem Wort umzugehen. „Sprich mir schweigend von Gott“, forderte Simone Weil. Sie kommt damit Kurt Marti nahe, der über den Missbrauch des Gottesnamens einmal schrieb: Im Laufe der Zeit

„wurde das wort GOTT zum letzten  
der wörter zum ausgebeutetsten aller  
begriffe  
zur geräumten metaphor zum proleten der  
sprache“.

Die Theologie hat der zaghafte Gebrauch des Begriffs „Gott“ in diesem Jahrhundert nachhaltig beeinflusst. Theologen wie Karl Rahner, der Gott einmal als „das letzte Wort vor dem Verstummen“ bezeichnete, fordern auch für ihre Wissenschaft einen zurückhaltenderen Gebrauch dieses Begriffs: „Wenn wir, wie es durchaus in der Religionsgeschichte vorkommt, Gott z. B. den ‚Vater, den Herrn‘ oder den ‚Himmlischen‘ oder ähnlich nennen würden, dann würde das Wort von sich aus, von seiner Herkunft, aus unserer sonstigen Erfahrung und dem profanen Gebrauch heraus etwas über das Gemeinte aussagen. Hier aber sieht es zunächst so aus, als ob das Wort uns anblicke wie ein blindes Antlitz. Es sagt nichts über das Gemeinte, und es kann auch nicht einfach wie ein Zeigefinger fungieren, der auf ein unmittelbar außerhalb des Wortes Begegnendes hinweist und darum selber nichts darüber sagen muss, so, wie wenn wir ‚Baum‘, ‚Tisch‘ oder ‚Sonne‘ sagen. Dennoch ist diese schreckliche Kulturlosigkeit dieses Wortes – bei dem die erste Frage wäre: Was soll denn dieses Wort überhaupt sagen? (... Somit) spiegelt

die jetzige Gestalt des Wortes das wider, was mit dem Wort gemeint ist: Der ‚Unsagbare‘, der ‚Namenlose‘, der nicht in die benannte Welt als Moment in ihr einrückt; das ‚Schweigende‘, das immer da ist und doch immer übersehen, überhört und – weil es alles im Einen und Ganzen sagt – als Sinnloses übergangen werden kann (...).“

Hier zeigen sich erste Ansätze für den Dialog zwischen der Theologie und modernen Literatur. Die literarische Sprache ist nicht gottlos geworden. Doch in ihr spiegelt sich – ebenso wie in der Theologie – die Erfahrungen der Moderne wider. Und diese sind in der Frömmigkeitssprache des 19. Jahrhunderts nicht mehr auszudrücken. Deshalb ist es notwendig, dass Gott sich in der modernen Literatur „erfahrungsgemäß“ anders widerspiegelt als in der Vergangenheit. Die Sprache der Dichter ist ein notwendiges Korrektiv für die Sprache der Theologen, die das Unsagbare sagen wollen. Auch wenn die Frage nach Gott nicht immer explizit aufgeworfen wird, zieht sie sich doch durch das gesamte literarische Jahrhundert. Eine Erklärung für dieses Phänomen nennt Franz Kafka: „Der Mensch kann nicht leben ohne dauerndes Vertrauen zu etwas Unzerstörbarem in sich, wobei sowohl das Unzerstörbare als auch das Vertrauen ihm dauernd verborgen bleiben können. Eine der Ausdrucksmöglichkeiten dieses Verborgenseins ist der Glaube an einen persönlichen Gott.“